



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Jutta Baumann, Klaus Grabska,
Gudrun Wolber (Hrsg.)

Wenn Zeit nicht alle Wunden heilt

Trauma und Transformation

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Bettina Herrmann, Stuttgart, unter Verwendung der Abbildung von

© Torsten Maul, Ohne Titel, Öl auf Karton, 2011, Detail

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98233-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort	9
A Der Traumabegriff	
Zur traumatheoretischen Perspektive in der Psychoanalyse	19
Klaus Grabska	
Trauma und Transformation	
Zur traumatischen Verfassung des Ichs	21
Ilka Quindeau	
Trauma als Übersetzung	47
Joachim Küchenhoff	
Trauma der Sprache, Sprache des Traumas	
Repräsentationstheoretische Gedanken zu Trauma und Traumatherapie	62
B Zur Transformation traumatischer Erfahrungen	
Einzelfall und klinischer Prozess	79
Joshua Durban	
»Dolor Perpetua« und die Zerstörung des Jetzt: Trauma, Zeitlosigkeit und Unmögliche Objekte in der frühen Kindheit	81
Luise Bringmann und Ralf Scheuern	
In der Welt des stummen Traumas	
Die Verwendung des Analytikers als Transformationsobjekt zur Annäherung an das Unsagbare	106

Norma Heeb

Der vernichtende Gott

Klinische Illustration traumatisierender Wirkungen
christlich-fundamentalistischer Dogmen auf die

Subjektkonstituierung 122

C Zur Transformation traumatischer Erfahrungen

Theoretische Reflexionen des klinischen Prozesses 139

Eckehard Pioch

**Frühes Trauma und Traumatisierung durch sexuellen Missbrauch:
Zur Rolle des primären Objekts**

141

Wulf Hübner

»Denn die Rosen der Schande glühen in alle Ewigkeit«

Überlegungen zur Metapsychologie der Scham 157

Thomas Reitter

**Ein anderer Blick auf die negative therapeutische Reaktion
und den Wiederholungszwang – warum bessere Erfahrungen
vermieden und negative wiederholt werden**

173

D Transformation traumatischer Erfahrungen in Kultur,

Gesellschaft und psychoanalytischen Organisationen 189

Ursula Kreuzer-Haustein

Trauma und die innere Arbeit des Analytikers

Zur Verdinglichung des Traumabegriffs und zur Anerkennung
des Traumas

191

Almut Rudolf-Petersen

Homosexualität in der Psychoanalyse 216

Dominic Angeloch

»A sense of disaster, past and impending«

Wilfred Bions Jugend und Schulzeit 1905 – 1915 233

Lutz Garrels

Die Macht der Narbe

Über Verletzen, Reparieren, Wiederaneignen oder Was der
Künstler Kader Attia der Psychoanalyse zu zeigen hat 253

Suzanne Kaplan

Überlebende Kinder des Völkermords in Ruanda von 1994 –

Extreme Traumatisierung, Rachephantasien und Gegenkräfte 265

Klaus Poppensieker

Kann das Subjekt bestehen, wenn Erzählungen fehlen?

Überlegungen zur Bedeutung sinnstiftender Narrative in der
globalisierten Welt 289

Autorinnen und Autoren 303

Die Herausgeberinnen und der Herausgeber 307

Vorwort

»Wenn Zeit nicht alle Wunden heilt...«, diese nahezu poetische Formulierung verweist darauf, dass seelischen Verletzungen und Beschädigungen etwas Unvergängliches anhaften kann. Selbst wenn sie oberflächlich vergangen und verheilt erscheinen, können sie doch weiterhin in der Tiefe unserer Seele wirken.

Wir haben Angst vor ihrer Wiederkehr und bauen deswegen ganze Abwehrorganisationen dagegen auf, die unsere Persönlichkeit und unseren Charakter weitgehend prägen können. Insbesondere gilt dies für Verletzungen und Beschädigungen, die in der frühen Kindheit erfahren wurden, wenn sich unser Ich erst entwickelt und organisiert, aber es gilt auch für spätere Verletzungen und Beschädigungen als Erwachsener.

Einerseits sollen diese psychischen Abwehrorganisationen uns vor erneuter Verwundung und Ich-Schädigung schützen, uns psychisch weiter funktionieren lassen und emotional beim Lieben, Hassen und Arbeiten im Gleichgewicht halten. Andererseits können sie uns in unserem persönlichen Leben erheblich einschränken und durch innere Gefühlskonflikte oder äußere Belastungs- und Versagungssituationen wieder aufbrechen und uns erneut mit der Gefahr von Verwundung und Beschädigung konfrontieren.

Wenn sich auf diese Weise frühe, meist in der Kindheit erfahrene Verwundungen und Beschädigungen mit späteren als Jugendlicher und Erwachsener verbinden, dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass wir in persönliche Krisen und Ängste vor Zusammenbruch geraten und psychotherapeutischer Hilfe bedürfen, wie sie zum Beispiel die Psychoanalyse bietet.

Dies ist besonders dann der Fall, wenn den seelischen Verwundungen und Beschädigungen eine traumatische Qualität zu eigen ist. Bei einer akuten Traumatisierung braucht es erst einmal eine psychotherapeutische Nothilfe, die das geschockte, zusammengebrochene oder beschädigte Ich stützen und stabilisieren kann. Danach braucht es die psychische Verarbeitung des Traumatischen. Hier kann die Psychoanalyse helfen.

Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker versuchen, das Traumatische der

erlittenen Schädigung und Verletzung sowie die tiefsitzenden Ängste vor Zusammenbruch in etwas zu transformieren, das das Ich als traumatische Erfahrung so weit wie möglich integrieren kann. Das Traumatische muss dann nicht mehr aus Angst vor seiner desaströsen Wiederkehr abgespaltet, verleugnet, in sich abgekapselt oder gegen andere ausagiert und weitergegeben werden. Das ergibt die Chance, aus retraumatisierenden Wiederholungen und transgenerationeller Weitergabe herauszukommen und *mit* dem Traumatischen zu leben. In diesem Sinne sind »Trauma und Transformation« für die Psychoanalyse eng miteinander verbunden.

Das vorliegende Buch »Wenn Zeit nicht alle Wunden heilt. Trauma und Transformation« umfasst Beiträge, die auf überarbeiteten Vorträgen der gleichnamigen Jahrestagung der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (DPG) 2018 in Hamburg beruhen. Es verfolgt die Absicht, in vier Abschnitten das psychoanalytische Verständnis von psychischem Trauma erneut zu befragen und aufzuzeigen, wie Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker mit dem klinischen Konzept des psychischen Traumas heutzutage therapeutisch arbeiten und wie sie es auch dafür gebrauchen, um traumatische Erfahrungen im Kulturellen und im Gesellschaftlichen sowie in der Psychoanalyse als Institution tiefer gehend zu verstehen und darüber aufzuklären.

Der erste Abschnitt »Der Traumabegriff – Zur traumatheoretischen Perspektive in der Psychoanalyse« wird durch *Klaus Grabska* mit seinem Beitrag *Trauma und Transformation. Zur traumatischen Verfassung des Ichs* eingeleitet.

Wenn über Traumatisches mithilfe von Konzepten der psychoanalytischen Wissenschaft nachgedacht wird, dann besteht die Gefahr, den leibhaftigen Bezug zum persönlichen Erleben des Traumatisierten zu verlieren. Daher beginnt der Autor mit der exemplarischen Darstellung der subjektiven Erfahrung von Traumatisierung am Beispiel einer Vergewaltigungserfahrung, die Édouard Louis in seinem autobiographischen Roman »Im Herzen der Gewalt« darzustellen und damit auch zu verarbeiten versuchte.

Als Kern des Traumatischen wird eine in Sprache und Vorstellung kaum übersetzbare, unerträgliche »pure« Vernichtungsangst bestimmt. Danach beschreibt der Autor sechs Dimensionen der traumatischen Verfassung des Ichs. Diese Dimensionen kennzeichnen potentielle Bruchstellen des Ichs. Es wird angenommen, dass sie die Art und Weise, wie spätere Traumatisierungen psychisch verarbeitet werden können, wesentlich prägen.

Ilka Quindeau nimmt in ihrer Arbeit *Trauma als Übersetzung* eine etwas anders zentrierte Perspektive ein. Sie betont, dass die Erfahrung des Traumatischen nicht

ohne eine damit verbundene und nachträglich ausgestaltete psychische Übersetzung – man könnte auch sagen: ohne eine subjektive Antwort auf das traumatische Ereignis – verstanden werden kann. Begründet wird diese Perspektive mit einem Rückgriff auf die Allgemeine Verführungstheorie des französischen Psychoanalytikers Jean Laplanche und seiner kritischen Rekonstruktion des Freud'schen Werkes unter dem Primat des Anderen und der unbewussten Botschaft.

Damit bringt die Autorin die Konzepte von Trauma, Konflikt und Trieb bzw. Begehren wieder zusammen, die in der gegenwärtigen Traumaforschung und Traumatherapie oft auseinander fallen, und rückt die psychische Verarbeitung ins Zentrum des Verständnisses von Trauma. Eine Fallvignette aus der eigenen psychoanalytischen Praxis der Autorin verdeutlicht diese Perspektive.

Eine weitere Perspektive entwickelt *Joachim Küchenhoff* mit seiner Arbeit *Trauma der Sprache, Sprache des Traumas. Repräsentationstheoretische Gedanken zu Trauma und Traumatherapie*. Ihm geht es darum, das Paradox genauer zu erforschen, dass, wo im Trauma die Sprache versagt, das Trauma gleichwohl ›spricht‹ – oder anders ausgedrückt: Wie kann das Nicht-Repräsentierbare und Nicht-Mittelbare des Traumas sich gleichwohl repräsentieren und anderen mitteilen?

Zur Beantwortung dieser Fragen verknüpft der Autor repräsentationstheoretische und psychoanalytische Gedanken mit klinischen Fallvignetten. Darin zeigt er auf, wie das Traumatische durch körperliche Somatisierungen, durch die Induktion unerträglicher Affekte im Gegenüber, durch interaktionelle Inszenierung und Externalisierung von Traumatischem in aktuellen Beziehungen mit anderen als Sprache des Traumas ›mitgeteilt‹ wird.

Diese Sprache des Traumas sieht er als kreative Leistung der Traumatisierten. Sie bedarf allerdings eines anderen, zum Beispiel einer Psychoanalytikerin oder eines Psychoanalytikers, der diese Sprache des Traumas verstehen und dabei helfen kann, das Traumatische in die Sprache der Worte und ins Feld des Erzählbaren zu überführen – bei gleichzeitiger Anerkennung, dass nicht alles am Trauma sprachlich darstellbar und psychisch bearbeitbar sein kann.

Im zweiten Abschnitt, »Zur Transformation traumatischer Erfahrungen. Einzelfall und klinischer Prozess«, stellt *Joshua Durban* in seinem Beitrag »*Dolor Perpetua*« und die Zerstörung des Jetzt: Trauma, Zeitlosigkeit und Unmögliche Objekte in der frühen Kindheit die langjährige, im Alter von zweieinhalb Jahren begonnene Analyse eines Jungen vor, der frühen Traumatisierungen ausgesetzt war. Er fokussiert dabei das repetitive Zeiterleben des Patienten und sein Festhalten an inneren mörderischen Objekten, das Lernen durch Erfahrung und Entwicklung verhin-

dert. Der Autor konzipiert den Aufbau von Zeit-Wahrnehmung, indem er zwischen *Körper-Zeit*, *Selbst-Objekt-Zeit* und *Historischer Entwicklungszeit* differenziert, und stellt dar, wie ein Trauma das Zeiterleben beeinträchtigt und bei zu großer Todesgefahr zum Erleben von »Nicht-Zeit« führt. Er beschreibt, wie im psychoanalytischen Prozess »Zeit erschaffen wird«, wie Kontinuität, Gleichzeitigkeit und Gemeinsamkeit hergestellt werden und wie sein Patient Lebendigkeit und Zeiterleben erlangen kann. Dabei muss anerkannt und betrauert werden, dass Zeit wie auch Objekte nie ganz wiedergewonnen oder rekonstruiert werden können, es Wunden gibt, die nicht heilen werden.

Mit dem Film *Manchester-by-the-Sea* veranschaulichen *Luise Bringmann* und *Ralf Scheuern* in ihrem Text *In der Welt des stummen Traumas. Die Verwendung des Analytikers als Transformationsobjekt zur Annäherung an das Unsagbare* das Erleben eines »stummen Traumas«, das nach außen hin weder auffällig noch lärmend, sondern unauffällig und hinter Normalität verborgen ist. Die traumatische Erfahrung ist hier hermetisch abgekapselt oder im Fall von frühen Traumatisierungen sogar bild- und sprachlos. Mit einer Fallvignette zeigen die Autorin und der Autor, wie dies im interaktiven Feld von Übertragung und Gegenübertragung erscheinen kann. Sie enden mit einer Reflexion behandlungstechnischer Herausforderungen und der Beschreibung von zwei Transformationsschritten im »Prozess der Transformation vom Stummen des Traumas hin zur Sprache des analytischen Paares«.

Norma Heeb gibt in ihrem Beitrag *Der vernichtende Gott. Klinische Illustration traumatisierender Wirkungen christlich-fundamentalistischer Dogmen auf die Subjektkonstituierung* einen Einblick in die psychoanalytische Behandlung einer 29-jährigen Patientin, deren Entwicklung durch den christlich-fundamentalistischen Glauben ihrer Herkunftsfamilie bestimmt war. In Anlehnung an Beland, Küchenhoff, Press und Whitebook entwickelt die Autorin ihre These, dass es aufgrund der Wiederherstellung der von Whitebook beschriebenen »Position der Omnipotenz« und in Folge der vom Subjekt erlebten Omnipräsenz eines verfolgenden, Vergeltung übenden und zugleich Gnade gewährenden Gottes zu schweren Beeinträchtigungen in der Subjektkonstituierung kommt.

In den Beiträgen des dritten Abschnitts »Zur Transformation traumatischer Erfahrungen. Theoretische Reflexionen des klinischen Prozesses« steht die Entwicklung und Reflexion theoretischer Konzeptionen in der Behandlung von Traumatisierungen im Vordergrund.

Im Artikel *Frühes Trauma und Traumatisierung durch sexuellen Missbrauch: Zur*

Rolle des primären Objekts formuliert *Eckehard Pioch* von seiner klinischen Erfahrung ausgehend die Hypothese, dass der Traumatisierung durch sexuellen Missbrauch häufig eine Enttäuschung am primären Objekt, ein frühes Bindungstrauma, vorausgeht. Der Autor untermauert seine These mit psychoanalytischen Konzeptionen von Freud zum möglichen realen Mangel an Mütterlichkeit, von Hirsch zur frustrierenden Mutterbeziehung im Kontext von Inzesterfahrungen sowie von Rohde-Dachser zum »strategischen Ödipuskomplex«. Mit drei Fallvignetten zeigt er, wie sich in der psychoanalytischen Arbeit neben durch Missbrauchserfahrungen evozierten Übertragungen auch solche von traumatischen Bindungserfahrungen mit dem primären Objekt erkennen lassen.

Mit der Frage, was uns antreibt, beginnt *Wulf Hübner* seinen Artikel »*Denn die Rosen der Schande glühen in alle Ewigkeit*«. *Überlegungen zur Metapsychologie der Scham*. Er bezieht sich auf die von Freud nie ganz aufgegebenen Traumatheorie, sieht das Traumatische im »Schuldigbleiben einer bestimmten Beziehungsform durch die Eltern«, und das, was uns antreibt, sind »Selbstfindung und Selbstbehauptung angesichts widriger Beziehungsangebote«. Im Folgenden fokussiert der Autor auf den in psychoanalytischer Theorie und Praxis oft zu wenig beachteten Affekt der Scham, zeigt am Beispiel einer Alkoholikerfamilie, wie Schamkonflikte entstehen, und reflektiert, weshalb Scham gemieden wird. Er unterscheidet fühlbare, sprachlich ausdrückbare Scham von einer namenlosen tiefen Scham, die durch Beschämung von traumatischer Qualität entsteht. In Behandlungen muss Scham vom Analytiker auch als eigener innerer Zustand ausgehalten und in Sprache gebracht werden, um »unaussprechliche« Scham zu benennen und die Dynamik von Schamangst und Beschämung zu durchbrechen.

Thomas Reitter reflektiert in seinem Text *Ein anderer Blick auf die negative therapeutische Reaktion und den Wiederholungszwang – warum bessere Erfahrungen vermieden und negative wiederholt werden*, wie Phänomene des Scheiterns, negative Übertragung und Wiederholungszwang verstanden werden können. Seine erste These ist, dass die Konzepte von Wiederholungszwang und negativer therapeutischer Reaktion zu kurz greifen und die Tatsache zu wenig beachtet wird, dass das Vermeiden von Schmerz und das Zurückweichen vor der Schmerzquelle zur *conditio humana* gehören. Gute Erfahrungen werden möglicherweise vermieden, weil sie insbesondere bei traumatischen und frühen, nicht repräsentierten Erfahrungen zu einem Stimulus für die Aufhebung der Amnesie und zum Schmerzreiz werden. In weiteren Kapiteln diskutiert der Autor die negative therapeutische Reaktion in Anlehnung an Meltzer als Zurückweichen vom ästhetischen Konflikt, sowie auf Freud zurückgreifend als Opfer-Ritual im Sinne einer Selbst-Opferung

und in einem letzten Abschnitt als Form von aufrechterhaltener Erinnerung, als »lebendes Mahnmal«, welches das Vergessen erlittener Traumata verhindern soll. Der Artikel schließt mit Überlegungen zu den Konsequenzen für die Behandlungstechnik.

Ursula Kreuzer-Haustein eröffnet mit ihrem Beitrag *Trauma und die innere Arbeit des Analytikers. Zur Verdinglichung des Traumabegriffs und zur Anerkennung des Traumas* den vierten und letzten Abschnitt »Transformation traumatischer Erfahrungen in Kultur, Gesellschaft und psychoanalytischen Organisationen«.

Ihre Arbeit gliedert sich in zwei Teile, einen historischen und einen klinischen. Im ersten zeichnet die Autorin die Spuren nach, die das »Zerbrechen« (Kafka) der psychoanalytischen Kultur im Nationalsozialismus bis heute hinterlassen hat. Sie beschreibt das langjährige, konflikthafte Bemühen um Aufarbeitung im Wechsel mit Widerständen und schließlich die transgenerationale Weitergabe von Schuld und Scham. Die Autorin richtet ihren Blick dabei auf beide Fachgesellschaften (DPV und DPG) und auf ihre Beziehungsgeschichte. Im zweiten, dem klinischen Teil wird die Behandlung einer traumatisierten Patientin dargestellt. Anhand der Trias »Erinnern, Rekonstruktion und Anerkennung des Traumas« beschreibt die Autorin die innere Arbeit der Analytikerin als Mitglied einer Fachgesellschaft, die um die Aufarbeitung der Nationalsozialistischen Wunden ringt, und der Analytikerin als Behandlerin einer traumatisierten Patientin, die sie mit Hilfe ihrer Gegenübertragung zu verstehen versucht. Im historischen wie im klinischen Teil geht es zentral darum anzuerkennen und sich davon erfassen zu lassen, dass das Grauen stattgefunden hat.

Auch *Almut Rudolf-Petersen* schaut in ihrem Text *Homosexualität in der Psychoanalyse* auf die psychoanalytischen Fachgesellschaften, ihre Perspektive gilt dem Umgang der psychoanalytischen Institute mit homosexuellen Bewerbern und Bewerberinnen. Die Autorin gibt zunächst einen historischen Rückblick über die ausgrenzende Zulassungspraxis der vergangenen Jahrzehnte. Wichtige Wendepunkte sind dabei die Streichung der Diagnose »Homosexualität« aus dem Amerikanischen Klassifikationssystem 1973 und die Antidiskriminierungserklärung von 1991 der Amerikanischen Psychoanalytischen Vereinigung. Die Autorin zeigt den unterschiedlichen Charakter der Einstellungsveränderung in amerikanischen und europäischen Instituten auf: »kontrovers und hitzig« auf der einen, »zögerlich und stumm« auf der anderen, der europäischen Seite. Sie wirft dann die Frage auf, ob der jahrzehntelange Ausschluss homosexueller Bewerberinnen und Bewerber vor dem Hintergrund pathologisierender psychoanalytischer Theorien

als individuelle, möglicherweise aber auch kollektive oder kollektivierte Traumatisierung zu betrachten ist. Und ob dies im aktuellen Umgang mit Intersexualität eine Fortsetzung findet.

Dominic Angeloch geht in seinem Beitrag von dem Gedanken aus, dass das Trauma, wie das Unbewusste, sich nicht beweisen lässt. Am Text eines Autobiographiefragments des achtzigjährigen Wilfred Bion über seine Zeit als zunächst achtjähriges Kind, das von seinen Eltern in Indien getrennt und nach England zur Schule geschickt wird, dort mit dem britischen Schulsystem den Kampf um einen Platz in der sozialen Hierarchie erlebt, erscheinen Spiele und Schulsport als per-verses Präludium zum dann folgenden Kriegseinsatz, der sich seinerseits als schmutziges, unendlich trauriges Spiel zeigt. Angeloch stellt dar, wie das Erleben des Traumatischen sich »zwischen den Zeilen« mitteilt. Der Autor lässt uns erleben, wie es möglich ist zu hören, »was in und mittels der Sprache beredt wird, in ihren Mikrostrukturen und dazwischen«. Er nimmt uns in »*A sense of disaster, past and impending*«. *Wilfred Bions Jugend und Schulzeit 1905–1915* mit auf eine Reise in das Innere des Erlebens und der Sprache Bions.

In dem vierten Beitrag dieses Kapitels betrachtet *Lutz Garrels* die Perspektive der bildenden Kunst auf traumatisches Erleben. Mit dem Titel *Die Macht der Narbe. Über Verletzen, Reparieren, Wiederaneignen oder Was der Künstler Kader Attia der Psychoanalyse zu zeigen hat* beschreibt der Autor Narben als sichtbare Zeichen und Vergegenwärtigung der Vergangenheit – in der Kunst, beispielhaft in den Werken Kader Attias, und in dem Versuch eines Patienten, seinen »sprachlosen inneren Zustand kommunizierbar zu machen«. Der Künstler beschäftigt sich mit den Verwundungen, die das machtvolle Eindringen, Enteignen und Besetzen des Kolonialismus hinterlassen. Die Wunden der Enteigneten können dann, durch Wiederaneignung, »Reappropriation«, zu Narben werden. Garrels zeigt auf, wie in therapeutischen Behandlungen innere, kolonisierte Räume aufgesucht, wiederangeeignet und in das eigene Leben integriert werden können.

Der Autor nimmt dann eine weitere Perspektive ein und beschreibt auch solche Verletzungen, die innerhalb der Psychoanalyse geschehen: durch Ausgrenzung oder Ideologien, in der Ausbildung an Kandidaten und Kandidatinnen oder auch in den Therapien. Der Artikel endet mit einem Beispiel aus der Praxis, in dem eine Verletzung und ein dann anschließender reparativer Moment beschrieben werden.

Suzanne Kaplan stellt in ihrem Beitrag *Überlebende Kinder des Völkermords in Ruanda von 1994 – Extreme Traumatisierung, Rachephantasien und Gegenkräfte* Interviews mit 12 Waisenkindern aus Ruanda vor. Die Traumatisierung der Kin-

der wird als ein »Zu-Tode-Erschrecken« benannt, und mit dem Konzept des Perforierens, der ›Durchlöcherung‹ des psychischen Schutzschildes, beschrieben. Die Autorin geht dann vertiefend auf das von ihr entwickelte Modell des Affektpropellers ein, der es ermöglicht, affektive Reaktionen zu systematisieren und zu verstehen. Sie beschreibt zwei Konzeptionen psychischer Prozesse bei traumatisierten Menschen: die Traumabindung und das generationale Einbinden. Am Beispiel des Affekts ›Rache‹ zeigt sie auf, welche unterschiedlichen Wege dieser Affekt einschlagen kann und unter welchen Bedingungen es möglich ist, Rache aufzugeben.

Den Abschnitt beschließt *Klaus Poppensieker* mit einem Essay über das Unbehagen, mit zunehmendem nationalistischem Denken in vielen westlichen Staaten konfrontiert zu sein, und einem Entwurf, diesem Denken als Psychoanalytiker zu begegnen. Unter dem Titel *Kann das Subjekt bestehen, wenn Erzählungen fehlen? Überlegungen zur Bedeutung sinnstiftender Narrative in der globalisierten Welt* beschreibt er zunächst die haltgebende Funktion von Erzählungen als psychische und soziale Kohärenz fördernde Narrative. Werden sie und der damit verbundene Halt mit der Realität konfrontiert, wird die Erzählung relativiert, und das haltgebende Moment irritiert. Der Autor vermutet, dass dies zu Verunsicherungen führt, die insbesondere in Zeiten extrem schneller Verwandlung (Globalisierung, Digitalisierung) eine Gegenbewegung weckt: Narrative werden dann zur inneren Stabilisierung nicht mehr als Erzählung, sondern als Realität verstanden. Anhand theoretischer Überlegungen zu Kristevas »Psychospiritueller Arbeit« und Whitebooks »Funktionalem Äquivalent für Religionen« fragt der Autor, wie die Psychoanalyse säkularen Glauben, im Sinne von haltgebenden Verbindungen, vermitteln kann.

Die Verbreitung des Traumatischen in unserer Gesellschaft, die sich an der Oberfläche im verstärkten Auftreten der diagnostizierten posttraumatischen Belastungsstörungen zeigt und sich in den Dunkelziffern des sexuellen Missbrauchs und der sprachlosen Opfer von Gewalt, Terror und Vertreibung versteckt, lässt erahnen, wie viele Menschen Traumatisches durchleiden müssen und davon geprägt werden. Entsprechend häufig begegnen wir dem Traumatischen in vielen Patientinnen und Patienten, auch wenn sie sich nicht alle selbst als traumatisiert begreifen. Dann sind wir als Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker herausgefordert, Angst, Ohnmacht und Sprachlosigkeit zu halten.

Von daher erscheint es uns äußerst lohnenswert, das Thema des Traumas auch psychoanalytisch immer wieder zu durchdenken und konzeptionell sowie behandlingstechnisch weiter zu entwickeln. Wir danken allen Autorinnen und

Autoren dafür, mit ihren Arbeiten in diesem Buch dazu beigetragen zu haben. Ebenfalls möchten wir dem Klett-Cotta Verlag, Herrn Dr. Beyer und Herrn Oliver Eller, der das Lektorat dieses Buches übernommen hat, für die hilfreiche und professionelle Zusammenarbeit danken.

*Jutta Baumann
Klaus Grabska
Gudrun Wolber*

TEIL A

Der Traumabegriff

**Zur traumatheoretischen Perspektive
in der Psychoanalyse**

KLAUS GRABSKA

Trauma und Transformation

Zur traumatischen Verfassung des Ichs

Wenn über Traumatisches mithilfe von Konzepten der psychoanalytischen Wissenschaft nachgedacht wird, dann besteht die Gefahr, den leibhaftigen Bezug zum persönlichen Erleben des Traumatisierten zu verlieren. Ich werde daher in einem ersten Teil mit Gedanken zu einem autobiographischen Roman *Im Herzen der Gewalt* (Louis 2017) beginnen, um damit in die subjektive Erfahrung von Traumatisierung einzuführen. In diesem Roman versucht Édouard Louis sowohl eine eigene traumatische Vergewaltigungserfahrung darzustellen als sie auch zugleich auf eine literarische Weise zu verarbeiten. Als Kern des Traumatischen wird eine in Sprache und Vorstellung kaum übersetzbare, unerträgliche »pure« Vernichtungsangst bestimmt.

Danach werde ich 6 Dimensionen der traumatischen Verfassung des Ichs beschreiben. Sie kennzeichnen Bruchstellen des Ichs, deren übermäßige Belastung durch spätere Erfahrungen zu einer Reaktualisierung früher Traumata führen und die Art und Weise prägen kann, wie auf spätere Traumatisierungen psychisch geantwortet werden kann. Abschließend werde ich mit Rekurs auf die Erfahrungen von Édouard Louis auf die analytische Behandlung von Traumatisierungen eingehen.

1. Im Herzen der Gewalt

Das Trauma transformiert

Édouard putzt und desinfiziert wie besessen seine Wohnung. Dieser Geruch muss unbedingt verschwinden und damit das, was atmosphärisch den eigenen Raum so bedrängend besetzt und ausfüllt.

»Ich atmete tief durch, in Wirklichkeit schnüffelte ich, ich schnüffelte wie ein Tier, ich war zum Tier geworden bei der Suche nach diesem Geruch, der nicht verschwinden zu wollen schien, trotz all meiner Mühen, sein Geruch ging nicht weg [...]. Das Problem kam aus mir [...] es war, als hätte Redas Geruch sich in mich hineingefressen, tief hinein, zwischen Fleisch und Epidermis, und ich kratzte mich am ganzen Körper, schliﬀ meine Glieder ab, mit aller Kraft, besessen um die tieferen Hautschichten zu erreichen, sie von seinem Geruch zu befreien, ich ﬂuchte, *verdammte Scheiße*, aber der Geruch blieb, verursachte mir immer stärkere Übelkeit und Schwindel. Ich schloss daraus: Wahrscheinlich sitzt der Geruch in deiner Nase. Wahrscheinlich riechst Du das Innere deiner Nase. Der Geruch sitzt darin fest« (Louis 2017, S. 9 f.).

Weder der Chlorreiniger für die Wohnung noch die Kochsalzlösung für die Nasenlöcher können Abhilfe schaffen. Ohnmächtig, hilf- und schutzlos bleibt er diesem Geruchsobjekt ausgeliefert. Es steht nicht nur für den traumatisierenden Anderen. Noch mehr droht es nun, durch die gewaltsame Penetration und die erzwungene Introjektion ein Teil von ihm selbst geworden zu sein. Auf sensorische Weise mit ihm verschmelzend, infiltriert es ihn und droht, sich ihm gänzlich und dauerhaft zu verinnerlichen und seine Eigenstruktur zu verändern. Das Trauma transformiert die Persönlichkeit, ist selbst ein transformativer Wirkfaktor.

Auf einer psychisch elementaren Körperebene wiederholt sich das Ausgeliefertsein der durchlittenen traumatischen Erfahrung zwanghaft. Es bleibt hartnäckig als Infiltrat gegenwärtig, selbst wenn der traumatisierende Andere schon nicht mehr präsent ist, die äußere Realität schon von ihm gereinigt und alles normalisiert erscheint. Der verzweifelte Abwehrkampf dagegen, dass das Trauma olfaktorisch bis in die psychische »Ur-Höhle« des Mund-Nase-Bereichs (Spitz 1987, S. 79 ff.) eindringen und alles Gute darin auslöschen könnte, kann vom Traumatisierten nicht gänzlich gewonnen werden. Ein jederzeit wirkmächtiger Rest davon bleibt.

Er muss unbedingt diese kontaminierte Wohnung verlassen, raus aus der immer noch traumatisierenden Situation, sie abspalten, sie hinter sich lassen, sie am besten kapselartig versiegeln. Sich distanzieren, sich emotional entlasten, unbedingt einen Freund finden, dem er sich in einem maßlosen Rededrang anvertrauen kann, einen guten Anderen, der dafür steht, dass die verlorene Liebe wiedergefunden und das zerstörte Grund- und Weltvertrauen wiederhergestellt werden kann. Aber, allein gute Freunde zu haben, reicht nicht.

Dem Trauma eine Stimme geben

Zum Glück kann Édouard schreiben und versprachlichen, was ihm angetan wurde. Er kann dem Trauma, das ihm widerfuhr, eine autobiographisch-schriftstellerische Verarbeitungsform geben. Dafür muss er sich eines auch der Traumarbeit eigenen Darstellungstricks bedienen, der ihm erlaubt, einerseits mit dem Trauma im Kontakt zu bleiben, andererseits von ihm nicht erneut überwältigt zu werden und wieder in den Abgrund eines konkret gewordenen Alptraums hineingesogen zu werden. Die Darstellung kann nur in Form einer notwendigen Dissoziation als einer die unmittelbare Not abwendenden Ich-Spaltung durchgehalten werden.

In seiner Schwester findet er die Gestalt, durch die seine Erfahrung der traumatischen Situation eine erste Stimme bekommen kann. Anders als Édouard kann sie frei vom unmittelbaren Überwältigtsein sprechen, während er selbst als ein heimlich lauschender Beobachter zuhört, wie sie ihrem Mann erzählt, was er ihr vom Trauma schon vorher berichtet hatte. Es ist eine nachträgliche Erzählung des Unerträglichen, das eigentlich nicht erzählbar ist, aber auf diese Weise der Aufspaltung in zwei Personen doch erzählbar wird.

Die Schwester erscheint darin wie eine Art dissoziiertes Doppelgänger-Selbst, ähnlich einem Analytiker, der dem Traumatisierten zuhört und zu einer Art »Double« (Botella & Botella 2005; Roussillon 2013) wird, indem er das Unerträgliche am Trauma in seiner Gegen-Übertragung emotional spiegelbildlich, zwar sprachlich vermittelt, aber doch im Wesentlichen bildhaft-imaginär, auch angereichert durch Eigenes, aber alles in stärker dosierter und proportionierter Form innerlich an- und aufnimmt. Er hält es in sich, um es emotional »vorzuverdauen«, bevor er es dann in »vorverdauter« Form als sein mitfühlendes Verständnis zurückgeben kann. Auf diese psychisch transformative Weise kann der Analytiker helfen, das Unerträgliche am Trauma psychisch überlebbar zu machen und es so weit wie möglich zu integrieren.

Etwas vom Trauma miteinander teilen

Wie der Analysand auf der Couch den Analytiker sieht der lauschende Édouard seine Schwester und ihren Mann nicht. Letzterer signalisiert einem gängigen Analytiker-Stereotyp entsprechend sein Zuhören durch gelegentliches »hm, hm«, während die Schwester ihre narrative Version des Traumas kommuniziert und so die traumatische Erfahrung auf ihre subjektiv verzerrte Weise mit Édouard und

ihrem Mann teilt. In dieser Szenerie wirkt Édouard wie ein sich in der ödipalen Position befindendes Kind, das das Elternpaar urszenenhaft neugierig und ängstlich zugleich ausspioniert, um herauszufinden, wie er und seine traumatische Erfahrung in ihrem dialogischen Verkehr miteinander repräsentiert sind. Dabei ist er selbst noch ganz verunsichert und durcheinander und weiß noch nicht, wie er das, was in ihm präsent ist, als etwas Eigenes repräsentieren könnte.

So gesehen bekommt die Schwester auch eine mütterliche Qualität und Funktion. Bereits mit der Annahme des von Édouard berichteten Traumas gewährte sie ihm eine Holding-Funktion im Sinne Winnicotts und bot durch ihr Zuhören einen Auffang-Container für die traumatische Erfahrung im Sinne Bions. Wie der Analysand durch die Deutungen seines Analytikers, die nach Winnicott auch immer offenbaren, was er nicht weiß, so erfährt der lauschende Édouard nun allerdings auch, wie seine Schwester seine traumatische Erfahrung nicht nur deutet, sondern auch missdeutet, ihn zugleich versteht und verfehlt.

Sie vermischt das Eigene seiner traumatischen Erfahrung mit ihrem vorgängigen Édouard-Bild, macht sich den traumatisierten Édouard damit verdaubar, aber für Édouard selbst bekommt dieser andere Édouard in ihr wiederholt einen falschen Zug. Psychisch überlebenswichtig für ihn wird, dass er ihre Erzählung beim Zuhören stumm und nur für sich berichten kann. So kann er seine Wahrheit und sein wahres Selbst in einem gewissen Incommunicado (Winnicott 2001e) gegen die Tendenz behaupten, aus Anpassung an die Sichtweise der mütterlichen Schwester – oder in der analytischen Situation des Analytikers – ein falsches Selbst (Winnicott 2001d) zu entwickeln.

Insbesondere wenn sich etwas von der traumatischen Erfahrung in der therapeutischen Beziehung höchst lebendig aktualisiert, kann es dem Analytiker ganz ähnlich wie der mütterlichen Schwester von Édouard gehen. Er will bewusst verstehen, aber unbewusst stößt auch er an Grenzen dessen, was er vertragen und verdauen kann. Wenn er sich diese Begrenztheit als Analytiker nicht übernehmen und nicht vor ihr flüchten muss, dann hat er gerade in diesem speziellen Moment eine Chance, etwas von dem Traumatischen des Analysanden als eigene spürbare Erfahrung, etwas Fundamentales nicht bewältigen zu können, im Hier und Jetzt mit ihm zu teilen.

Sich dem Trauma erneut aussetzen: Ins Herz der Gewalt zurückkehren

Erst nachdem eine dissoziativ-narrative Darstellungsform gefunden wurde, die eine Halt gebende Distanz zum Geschehen erlaubt – im Idealfall, ohne das Trau-

matische daran verleugnen, bagatellisieren oder auslöschen zu müssen –, kann der Traumatisierte sich an eine direktere Darstellung wagen, in der auch der traumatisierende Andere als Person mit einer eigenen Lebens- und Problemgeschichte auftauchen kann. Erst jetzt,

- wenn sich innerlich eine gewisse ödipal trianguläre Ich-Struktur reetabliert hat und damit ein gewisser Schutz vor einer ich-zersetzenden Regression gegeben ist,
- und erst jetzt, wenn ein außerhalb des traumatischen Zusammenhangs stehender Anderer gefunden wurde, mit dem etwas von der traumatischen Erfahrung geteilt werden kann,
- erst dann kann die entgleiste Beziehungsentwicklung bis hin zum traumatischen Ereignis emotional ansatzweise noch einmal durchlebt, erinnert und szenisch geschildert werden.

Der Kern dieser Schilderung besteht darin, wie eine Liebesszenerie zwischen Édouard, dem damals 20-jährigen Schriftsteller, und Reda, einem jungen Marokkaner, in eine von Morddrohungen und Todesängsten begleitete traumatisierende Vergewaltigung kippt. Beide hatten in Édouards Wohnung sexuell miteinander verkehrt und waren sich persönlich näher gekommen.

Als Édouard bei der Verabschiedung merkt, dass Reda ihn bestehlen will, und ihn darauf anspricht, reagiert Reda so entblößend beschämt, gedemütigt und gekränkt, dass er sich vom One-Night-Stand-Liebhaber zum mörderischen Vergewaltiger verwandelt. Er drangsaliert Édouard, bedroht sein Leben, unterwirft und penetriert ihn schließlich mit roher Gewalt.

Diese traumatisierende Vergewaltigung kann Édouard nun beschreiben und sie damit nicht nur uns Leser-Zeugen, sondern auch sich selbst vor Augen führen. In der Situation selbst gelingt ihm die Befreiung, als er die Schwächung Redas im Orgasmus dazu nutzen kann, ihn von sich ab- und damit Reda aus der Vergewaltigungsszenerie hinauszuerwerfen. Dieser wirkt nun selbst hilf- und fassungslos. Für einen Moment verspüren beide Vernichtungsangst voreinander, »als wäre sie ein Gespenst, das von einem zum anderen übergeht« (Louis 2017, S. 146).

Trauma überträgt sich

In dieser Angespanntheit sagt Édouard: »Jetzt gehst Du, oder ich schreie«. (ebd., S. 147). Einerseits verschwindet Reda nun wirklich, andererseits bleibt er in Édouard

wie ein böser Dämon existent, von dem er panisch befürchtet, er könnte jederzeit wiederauftauchen, sich an ihm rächen und alles noch einmal mit ihm wiederholen. Überall vermutet er ihn nun. In jedem arabisch aussehenden Mann sieht er einen Wiedergänger: »Ich senkte den Blick oder wandte den Kopf ab und flehte stumm *Tu mir nichts, tu mir nichts*« (ebd., S. 204). Zugleich entwickelte er, der aufgeklärte Anti-Rassist, gegen seinen Willen einen emotionalen Rassismus, der ihn gefühlt in die Nähe von Fremdenhass brachte.

Selbst seine beiden hilfreichen Freunde, der Soziologe Didier Eribon und der Philosoph Geoffroy de Lagasnerie, geraten in den Bann dieser paranoid-schizoiden Übertragung. Der Analytiker kennt dies Phänomen aus der Psychoanalyse Traumatisierter, wenn er auf einmal als derjenige erlebt wird, auf den das frühere Trauma übertragen und mit dem es zugleich noch einmal wie ein aktuelles Trauma durchlebt wird. Beide versuchen nachdrücklich, Édouard zu einer Anzeige bei der Polizei zu bewegen, was ihm aus Scham und Schuldgefühl unendlich widerstrebt: »Sie sind wie Reda, sie sind wie Reda. [...] ebenso wie Reda flehst Du sie an, Dich zu verschonen. Du flehst sie an, aufzuhören, aber sie hören nicht auf, sie erwürgen dich, ersticken dich, du flehst sie an, aufzuhören, aber sie hören nicht auf« (ebd., S. 176).

Einerseits ergreift ihn eine stumm bleibende Wut, andererseits folgt er ihnen und setzt sich der kalten, technischen Befragungsprozedur der Polizei aus, die einem Über-Ich gleicht, dem es weniger um Verständnis als um die materielle Realität des Faktischen geht. Dennoch oder gerade deswegen hat die kriminaltechnische Untersuchung seiner Wohnung einen beruhigenden psychischen Effekt. Es sind keine Spuren vom Vergewaltiger mehr zu finden. Der Innenraum erscheint nun sauber. Das Über-Ich mag nun Ruhe geben.

Wiederfinden eines guten Liebesobjekts

Am Ende wacht sein Freund Geoffroy über ihn wie ein liebevoller Vater über seinen Sohn oder wie ein Liebhaber über den Geliebten: »Er sagte, dann werde er bei mir bleiben, bis ich eingeschlafen war. Danach würde er gehen, ganz leise, ganz sacht, auf Zehenspitzen, ohne dass ich die Türen hören würde, und morgen würde er wiederkommen, zusammen mit Didier« (ebd., S. 217). Am Ende scheinen die guten Liebesobjekte wieder in Édouard eingekehrt und die Gewalt der Liebe gewichen zu sein.

Aber genauso wie der Kenner von Horrorfilmen weiß, dass einem scheinbar guten Ende nicht zu trauen ist, wissen wir aus der analytischen Erfahrung, wie

trägerisch diese erst einmal wiedergewonnene Stabilität sein kann. Das Gefühl, nun endlich alles überstanden zu haben, entspricht zumeist nachvollziehbarem Wunschdenken. In der Regel sieht der Analytiker traumatisierte Menschen als Erwachsene oder Heranwachsende daher in seiner analytischen Praxis oft erst, nachdem sie bereits andere therapeutische Versuche unternommen haben, die sie zwar stabilisierten, aber in denen das Traumatische oft nicht ausreichend durchgearbeitet werden konnte.

Nicht in allen, aber in doch sehr vielen Fällen braucht es dafür die Möglichkeit langjähriger, hochfrequenter und auch wiederholter Analysen, damit sich in der Tiefe des Ichs überhaupt wieder ein Grundvertrauen (Erikson 1966) regenerieren und das wiedergefundene gute Objekt (Brenman 2014) einigermaßen verlässlich reetablieren oder als ein gutes Objekt neu geschaffen werden kann.

Wie elementar wichtig diese Wiedergewinnung des Grund- und Weltvertrauens und wie gefühlt unverzichtbar das Wiederfinden eines guten Objekts ist, zeigt sich auch daran, dass viele traumatisierte Patienten Probleme haben, offen aggressive Gefühlsentwicklung im Rahmen einer negativen Übertragung zuzulassen (Reerink 2003). Ihre Angst vor einer Rückkehr des psychischen Zusammenbruchs und eines erneuten vernichtend erlebten Verlusts des guten Liebesobjekts kann lange und manchmal leider für immer das Zentrum ihrer psychischen Überlebensökonomie bleiben (Schmid-Gloor & de Senarclens 2017).

2. Trauma und Gewalt: Vernichtungsangst als Kern des psychischen Traumas

Trauma meint zunächst ein uns schädigendes Überwältigtsein von etwas, egal woher es kommt, gefühlt oft aus dem Nichts. Allerdings ist Trauma viel zu oft eine Gewalterfahrung des Menschen durch den Menschen. Eine traumatische Situation entwickelt sich daher insbesondere im Rahmen politischer, gesellschaftlicher und geschlechtlicher Konflikte und in Machtverhältnissen, in denen Menschen von anderen Menschen in einer hierarchischen und lebensnotwendigen Weise abhängig sind (Eltern/Kinder, Lehrer/Schüler, Chef/Untergebener, Therapeut/Patient usw.) oder in diese existenzielle Abhängigkeit hinein gezwungen werden und diese gegen sie gerichtet ausgenutzt wird (z. B. Verfolgung, Folter, Genozid, Holocaust). Dies kann, wie uns das Beispiel der sogenannten Extremtraumatisierungen (Varvin 2003) zeigt, bis zu ihrer psychischen Vernichtung geschehen.

Im Trauma geht es letztlich um Leben oder Tod. Durch die mit der Gewalterfah-

Angst induzierte Angst wird das Trauma ein psychisches Trauma. Die panische, das Ich auflösende Vernichtungsangst ist der affektive Kern des psychischen Traumas. Sie kennzeichnet nach Baranger, Baranger und Mom (1988) das pure psychische Trauma.

Sie ist psychisch nicht wirklich und nicht gänzlich repräsentierbar. Wer sie überlebt, ist schon nicht mehr der, der voll und ganz von ihr erschüttert und durchdrungen war. Wer sie überlebt, aber nicht oder kaum mehr ins Leben zurückfindet, lebt die Existenz eines lebenden Toten, wenn nicht gänzlich, so wie der dafür paradigmatische Fall des in Agonie umherwandelnden KZ-Häftlings, des »Muselmann« (Agamben 2003), so doch in abgestorbenen Teilen seiner Persönlichkeit als ein Leben als Schatten, wie Durban (2009) es formulierte.

In der Nichtrepräsentierbarkeit des puren Traumas verdoppelt es sich daher zugleich auf negative Weise. Das psychische Trauma besteht in der nicht repräsentierbaren Angst, in Vernichtung zu sein, und im Loch der Nicht-Repräsentierbarkeit (Laub 2000; Levine u. a. 2013) zugleich. In diesem Sinne sprach Winnicott (1989) von der undenkbbaren Angst. Und Bion, selbst kriegstraumatisiert (Szykierski 2013), fand dafür die einschlägige Formel von der namenlosen Angst oder dem namenlosen Grauen (Bion 1963).

Das psychische Trauma bildet insofern den negativen Referenzrahmen einer humanwissenschaftlichen Psychoanalyse. In ihm geht es um die Frage der De-Humanisierung und des psychischen Überlebens angesichts des existenziellen Bedrohtseins durch körperliche Auslöschung und psychischen Tod. Die Psychoanalyse hat sich dieser destruktiven Dimension, in der die Arbeit des Negativen, der Desobjektalisierung und der Entsubjektivierung (Grabska 2004; Green 2001) dominiert, erst relativ spät durch die intensivere Beschäftigung mit psychotischen Erkrankungen und schweren Borderline-Fällen sowie den Überlebenden des Holocausts und anderer Extremtraumatisierungen als paradigmatischen Fällen zugewandt (Bohleber 2012). In ihnen bildet die traumatische Vernichtungsangst das psychische Zentrum des Selbst- und Welterlebens.

3. Die traumatische Verfassung des Ichs

Die traumatische Verfassung des Ichs I:

Vernichtungsangst – Der paradigmatische Fall der Geburt und das Modell der Zäsur

Die Vernichtungsangst begegnet uns wahrscheinlich bereits in dem Moment, in dem wir das Licht der Welt erblicken. Sie bildet eins der sechs Elemente, die aus meiner Sicht »Die traumatische Verfassung des Subjekts«, so eine prägnante Formulierung von Peter Widmer (2016), ausmachen.

Man muss nicht das ganze System des Gedankengebäudes von Otto Rank akzeptieren, wenn man den Kerngedanken seines Werkes *Das Trauma der Geburt* (1988) etwas abgewinnen kann. Rank formulierte darin die Idee eines Ur-Traumas, das nicht nur quantitativ durch die beim Geburtsakt erzeugte Erregungssumme, sondern im besonderen Sinne qualitativ definiert ist. Die Geburt wird als eine abrupte existenzielle Transformation angesehen, die den Fötus aus seiner intrauterinen »paradiesischen« Existenz gewaltsam herausreißt und in der Folge des Geburtsprozesses zum Säugling transformiert. Aus diesem Herausgerissenwerden ins existenziell Ungewisse entspringt sowohl ein regressives Ur-Begehren, in den Mutterleib zurückzukehren (Meyer 2004), als auch eine primärtraumatische Vernichtungsangst, die auf lebensgeschichtlich nachfolgende Ängste eine formative Wirkung hat (Meyer 2005).

Ein wesentlicher Kritikpunkt Freuds (1926d, S.165) an Rank war, dass der Fötus/Säugling für die mit einer Geburt gegebene objektive Lebensgefahr noch keinen psychischen Inhalt hat, der für die Lebensgefährdung stehen und sie repräsentieren könnte. Aber genau das wäre aus heutiger psychoanalytischer Sicht das für die traumatische Angst Spezifische, nämlich, dass es noch keine Repräsentanz gibt. Sie bricht in einem Zustand vollkommener Ungewissheit aus. Da dieser nicht repräsentierbar ist, wird er als vernichtend erlebt. Erst nachträglich werden eine Repräsentanz und die dazugehörige Signalangst für ein analoges traumatisches Erleben entwickelt werden können.

Unserer Geburt kommt eine traumatische Qualität zu. Sie ist die erste grundlegende Zäsur, aus der heraus wir unsere Subjektwerdung beginnen und sich Anfänge eines primordialen Ichs bilden. Als Transformation stellt sie ein paradigmatisches Modell dar, wie aus Bekanntem und Vertrautem durch eine Zäsur etwas Neues entstehen kann, vor der wir aber aus einer traumatischen Angst vor dem Ungewissen am liebsten zurückweichen wollen, weil wir dann in etwas Unübersetzbares, Unvorhersehbares und Unkontrollierbares hineingeraten (Bion 2009).

Ängste vor Desintegration und Zusammenbruch, die Winnicott (1991) beschrieb, aber auch Ängste vor katastrophischen Veränderungen, von denen Bion (1965) sprach, können dann verhindern, dass auch die Chancen des Ungewissen wahrgenommen und ergriffen werden. Letztere versuchte Winnicott (1979) mit den Ideen des Möglichkeitsraums, des Spiels und der Kreativität zu formulieren.

Die traumatische Verfassung des Ichs II: Hilflosigkeit und das Modell des Exzesses – Der paradigmatische Fall des Säuglings

Freud (1926d) antwortete Rank in seiner Arbeit *Hemmung, Symptom und Angst* mit einer Anerkennung des Säuglings als paradigmatischem Modellfall für das Traumatische und entwickelte eine darauf basierende zweite Trauma-Theorie (Bokanowski 2005, 2013).

Darin gab er der Vernichtungsangst eine spezifische Wendung, indem er sie nun in eine Angst des Ichs vor seiner eigenen – von außen wie von innen stammenden – exzessiven Erregbarkeit verwandelte, zu deren Bewältigung noch keine eigenen psychischen Mittel zur Verfügung stehen. Verschiedene Analytikerinnen haben diese Verbindung von Trauma und Erregungsexzess in den heutigen psychoanalytischen Diskurs wiederaufgenommen (Benjamin 2018; Perelberg 2017).

Die Hilflosigkeit des Ichs angesichts eines Erregungsexzesses bildet nun den Kern der traumatischen Erfahrung, in der das noch rudimentäre Ich von objektloser und unbestimmter Angst überflutet wird. Insofern es dem Ich nachträglich gelingt, das traumatische Erlebnis durch eigene seelische Aktivität in eine antizipatorische Erwartung und die automatische Angst in Signalangst zu verwandeln, wird es möglich, die traumatische Erfahrung psychisch zu integrieren und sie zu bewältigen.

Allerdings können Kleinkinder und Säuglinge nicht in diesem Sinne, wie wir es von Erwachsenen kennen, realitätsangemessene Erwartungen bilden – und selbst denen gelingt es oft nur ungenügend und in der Regel mit Angst- und Wunschphantasmen vermischt. Stattdessen sind Kleinkinder und Säuglinge darauf angewiesen, dass sie das traumatische Erleben über ihre eigene träumerische Phantasietätigkeit affektiv binden, psychisch repräsentieren und in einem transformativen Übergangs- oder Möglichkeitsraum auf spielerische Weise zugleich ausdrücken und gestalten können.

Was Freud (1905d) als psycho-sexuelle Phantasiebildungen, die durch die Triebentwicklung vom Oralen zum Genitalen hin bestimmt werden, und Melanie

Klein (1997) als aggressiv-destruktive Phantasiebildungen des Kindes beschreiben, in denen ein Kind emotional primär lebt, kann aus meinem traumatheoretischen Blickwinkel heraus auch als Bewältigungsformen ansonsten traumatisierender psychischer Konstellationen von Hilflosigkeit gegenüber dem eigenen Trieb- und Affektleben verstanden werden.

Etwas potentiell Traumatisierendes in etwas psychisch Konflikthafes zu transformieren, kann dann eine Halt gebende Funktion haben. Melanie Klein (2000) hat dies bereits für den Säugling beschrieben. In seinem Ursprung seiner eigenen Destruktivität und Vernichtungsangst hilflos ausgeliefert, muss er sie nach irgendwo außen projizieren, um die Grundlage dafür zu schaffen, dass das Destruktive nun in einem ersten Konflikt zwischen einem guten und einem bösen Objekt gebunden und als Konflikt weiter hin und her gehend ausgetragen werden kann.

Wenn es diese Möglichkeit der Integration traumatischer Erlebnisse gibt, dann ist es nachvollziehbar, dass der späte Freud (1939a) zusammenfassend konstatiert, dass es eine positive und eine negative Wirkung des Traumas gibt. Im positiven Sinne wirkt die bewältigbare Traumatisierung psychisch strukturbildend, ist sogar ein notwendiger Motor der kindlichen Ich-Entwicklung (als Angst vor Hilflosigkeit, dann vor Objektverlust, dann vor Kastration, dann vor dem Über-Ich), um sich aus der ursprünglichen traumatischen Verfassung herauslösen zu können. Sie mündet letztlich in eine strukturierte Persönlichkeit, deren innerseelische Struktur und psychische Funktionsweisen Freud (1923b) mit dem Modell von Es, Ich und Über-Ich auf eine komplexe Weise zu fassen versuchte (vgl. auch Schmidt-Hellerau 1995).

Im negativen Sinne wirkt die nicht zu bewältigende Traumatisierung psychisch entstrukturierend oder strukturell deformierend oder noch extremer – wenn es frühe Traumatisierungen betrifft, produziert sie strukturelle Löcher in der sich bildenden Ich-Struktur. An deren Rand bewegt sich das Subjekt zwischen Sein und Nichtsein in einer panischen Angst vor dem Verlust des psychischen Existenzgefühls und des psychosomatischen Zusammenhalts und vor einem Fall ins Leere und Nichtsein (Tustin 2008). Autistische Ein- und Abkapselung des Traumatischen stellen dann zusammen mit anderen frühen Abwehrmechanismen wie z. B. der adhäsiven Identifikation (Bick 2002; Meltzer 1994) elementare Versuche dar, psychisch zu überleben (Mitrani 2008; Nissen 2006).